

MARINA S.

# Albtraum ohne Ende?

Eine Geschichte von Missbrauch und Heilung

**n**<sup>®</sup>

NEUFELD VERLAG



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
Recyclingholz oder -fasern

Zert.-Nr. 565-COC-003091  
www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über [www.dnb.de](http://www.dnb.de) abrufbar

Bibelzitate, soweit nicht anders angegeben, sind der Übersetzung *Hoffnung  
für alle*® entnommen, Copyright © 1983, 1996, 2003 by *International  
Bible Society*®. Verwendet mit freundlicher Genehmigung des Verlages

*Umschlaggestaltung:* spoon design, Olaf Johannson

*Umschlagbild:* © Shutterstock®

*Satz:* Neufeld Verlag

*Herstellung:*

© 2011 Neufeld Verlag Schwarzenfeld

ISBN 978-3-86256-009-7, Bestell-Nummer 588 741

Nachdruck und Vervielfältigung, auch auszugsweise,  
nur mit Genehmigung des Verlages

[www.neufeld-verlag.de](http://www.neufeld-verlag.de)

NEUFELD VERLAG

n<sup>®</sup>

## Inhalt

Vorwort ..... 7

### Kapitel 1: Behütet

Eine Kindheit auf dem Land ..... 13

Pubertät ..... 18

Unbekümmerte Zeiten ..... 22

### Kapitel 2: Missbraucht

Das Ende meiner Kindheit ..... 29

Albtraum ohne Ende ..... 35

Benutzt werden ..... 38

Wem kann ich mich anvertrauen? ..... 40

Wer liebt mich, wie ich bin? ..... 43

Ob Gott helfen kann? ..... 46

Freiwild ..... 48

„Ich wäre dir gerne ein Freund ...“ ..... 52

Alleine ..... 54

### Kapitel 3: Absturz

Meine erste Liebe ..... 61

Wieviel Nähe lasse ich zu? ..... 64

Ein Albtraum wird wahr .....	66
Flucht von Zuhause .....	71
Begegnung mit Alfred .....	74

#### **Kapitel 4: Kampfgeist**

Meine Rache-Feldzüge .....	79
Woher komme ich eigentlich? .....	82
Unzertrennlich durch die Nächte .....	85
Ein Treffen mit Ramona .....	88
Szenen einer Ehe .....	90
Zu dritt und doch allein .....	92
Nach außen hin glücklich .....	94
Es bricht aus mir heraus .....	97

#### **Kapitel 5: Mein neues Leben**

Ein total verrücktes Wochenende .....	103
Licht in der Nacht .....	107
Alles steht auf dem Spiel .....	111
Erneuerung durch Vergebung .....	114
Vertrauen lernen .....	116
Es tauchen Fragen auf .....	118
Findet der Albtraum doch ein Ende? .....	120
„... es liegt in deiner Hand“ .....	124
Zum Schluss .....	125
Kontaktadressen .....	126

## Vorwort

Schon lange haben Freunde mich ermutigt, meine Lebensgeschichte aufzuschreiben. Ich bin Frauen begegnet, die ein ähnliches Schicksal durchlebt haben wie ich. Natürlich verarbeitet jeder Mensch traumatische Erfahrungen auf seine ganz persönliche Art. Mit der Zeit wurde mir jedoch immer klarer, dass man nur durch Vergebung, durch einen Abschluss mit der eigenen Vergangenheit und einen echten Neubeginn wirklich frei von negativen Gefühlen werden kann. Da viele Frauen auch nach Jahren vergeblich auf ein angstfreies und „normales“ Leben hoffen, entschloss ich mich, meine Geschichte aufzuschreiben: Es gibt nicht viele Berichte über sexuellen Missbrauch und seine Folgen, aber vor allem auch über den Weg der Befreiung.

Mit meinem vorliegenden Lebensbericht möchte ich anderen Opfern Mut machen und Hoffnung geben. Ich habe erfahren, dass es durch Jesus Christus einen Weg aus dem Teufelskreis der Gefühle gibt. Heute führe ich ein erfülltes und glückliches Leben voller Liebe und Wertschätzung.

Ich bin keine professionelle Autorin und hatte keine Ahnung, wie ich meine Erfahrungen zu Papier bringen konnte. Daher danke ich allen, die mich dazu ermutigt und mit ihrem Rat unterstützt haben, ganz besonders Georg, Ronald und Edda.

Ebenso danke ich meiner Mama und meinem Papa, dass sie mir dieses Leben ermöglichten: Ihr habt mich in einer stabilen Familie aufwachsen lassen und versucht, mir alles Wichtige für ein erfolgreiches Leben mitzugeben. Auf Eure Weise habt Ihr mir Liebe und Schutz gegeben, soweit es in Euren Möglichkeiten stand. Durch Euch konnte ich in meiner Heimat bleiben und wurde nicht entwurzelt. Es würde mich freuen, wenn diese Offenlegung meiner Erlebnisse auch für Euch hilfreich wäre.

Zum Schutz meiner Familie wurden alle Namen sowie weitere Details in dieser Schilderung geändert.

*Marina S.*

Kapitel 1

**Behütet**

## **Eine Kindheit auf dem Land**

**I**ch wurde im Winter 1970 in einer ländlichen Kleinstadt in Oberbayern geboren. Wie ich später erfuhr, war meine Mutter Ramona mit ihren knapp sechzehn Jahren völlig überfordert, sich um ihr Baby zu kümmern. Mein Großvater war zweiter Bürgermeister und weit mehr um seinen Ruf und sein Ansehen besorgt als um seine Tochter und Enkelin. Kurzerhand wurde meine Mutter mit mir aus dem Haus geworfen. Sie kam bei ihrem Onkel unter, konnte jedoch auch dort nicht wirklich mit Hilfe rechnen.

Allerdings wollte sie auch weiterhin lieber ein freies Leben führen, wie ihre Altersgenossen auch. Ramona kam schon mal tagelang nicht nach Hause und verbrachte ihre Zeit lieber mit Jungs, als sich um ihr hilfloses Baby zu kümmern. Sie vernachlässigte mich, so dass besorgte Nachbarn manchmal eingreifen mussten. Ohne deren Hilfe wäre ich wohl verhungert.

Im Alter von einem Jahr kam ich dann zu liebevollen Pflegeeltern. Maria und Jakob wohnten in demselben Städtchen und waren gerade dabei, etwas außerhalb ein Haus zu bauen. Sie waren hoch verschuldet, doch aus Liebe bereit, für mich zu

sorgen. Ihr Herz war groß und voller Mitleid und sie wollten mir ein besseres Leben ermöglichen. Von da an war meine Heimat ein idyllisches Dorf in einem Hochtal. Maria, meine neue Mutter, hatte kurze Zeit zuvor durch eine Fehlgeburt ein Baby verloren. Dadurch erfuhr kaum jemand, dass ich nicht ihr leibliches Kind war, vor allem die Leute, die von ihrer Schwangerschaft wussten und sie länger nicht gesehen hatten. Mein neuer und zugleich erster Vater, Jakob, schloss mich schnell ins Herz. Stets war ich sein kleines Mädchen, das er immer beschützen wollte und fast vergötterte. Es war ganz selbstverständlich, dass ich sie von Anfang an „Mama“ und „Papa“ nannte.

Da sie zusammen vierzehn Geschwister hatten, wuchs ich in einer großen Verwandtschaft auf. Wir hatten viel Besuch und ich konnte mit meinen Cousins und Cousinen spielen. Der Großvater, der im selben Haus wohnte, brachte mich später meist in den Kindergarten und holte mich dort auch wieder ab.

Meine Eltern mussten konsequent sparen und verzichteten mir zuliebe auf vieles. Papa unternahm unzählige Wanderungen mit mir durch die herrlichen Mischwälder und auf die Berge ringsherum. Dabei lernte ich viel über die Pflanzen- und Tierwelt unserer Region. Durch die vielen gemeinsamen Stunden entwickelte sich ein inniges Verhältnis zwischen uns. Er war viel nachgiebiger als Mama. Sie war strenger und schlug mich auch häufig, nicht selten mit einem Kochlöffel. Damals war das wohl nicht unüblich, und so dachte sich auch niemand etwas dabei.

Als ich im Alter von sechs Jahren in die Schule kommen sollte und aus dem Gröbsten heraus war, wollte mich meine leibliche Mutter Ramona – für mich war sie nicht viel mehr als meine Erzeugerin – wieder bei sich haben. Meine Pflegeeltern beantragten darauf hin sofort meine Adoption. Untersuchungen ergaben, dass Ramona in der Zwischenzeit noch eine weitere Tochter einer Pflegefamilie überlassen hatte; das Gericht bewilligte die Adoption.

Kurze Zeit später verließ Ramona ihre Heimat und suchte ihr Glück in der Schweiz. Ich habe keinerlei Erinnerung an sie, da es keinen Kontakt mehr gegeben hatte, seitdem ich zu Maria und Jakob gekommen war. Alle Informationen über sie bekam ich aus zweiter Hand.

Meine nun rechtmäßigen Eltern erklärten mir, dass ich adoptiert sei und somit rechtlich als ihr eigenes Kind gelte. Es war schwierig für mich, dies wirklich zu verstehen. Bis dahin hatte ich ja überhaupt nicht gewusst, dass Maria gar nicht meine leibliche Mutter war. Ich hatte keine bewussten Erinnerungen an meine ersten Lebensmonate und auch von der Gerichtsverhandlung nichts mitbekommen.

Nun konnte ich mir kaum vorstellen, dass es wahr sein sollte, dass meine natürliche Mutter mich nicht gewollt hatte, dass ihr egal gewesen war, was aus mir werden würde. In meinen Gedanken ging es drunter und drüber. Ich wollte wissen, wer meine Erzeugerin war, wie sie aussah und vor allem, warum sie mich offenbar so sehr im Stich gelassen hatte. Antworten bekam ich jedoch keine, da meine Mama nie wirklich bereit war, mir mehr über Ramona zu erzählen.

Erst als ich selbst erwachsen war, verstand ich Marias Ängste, mich möglicherweise wieder zu verlieren. Aufgrund meiner vielen Fragen hatte sie den Eindruck, dass ich unbedingt zu meiner leiblichen Mutter zurück wollte. Dabei war ich nur auf der Suche nach meiner Identität.

Jedes Mal, wenn meine Mama mich in den folgenden Jahren schlug oder es Auseinandersetzungen mit ihr gab, fühlte ich mich ungeliebt und sehnte mich nach jener Frau, die mich gedankenlos in die Welt gesetzt hatte. All das Negative, was mir über sie erzählt worden war, wollte ich nicht glauben. Es verstärkte in mir nur den Wunsch, sie kennen zu lernen. Diese innere Zerrissenheit führte während meiner Pubertät zu vielen Streitigkeiten zwischen meiner Mama und mir. Ihre Worte, dass sie mich lieben

würde, erreichten mich nicht mehr. Ich glaubte vielmehr meinen eigenen Empfindungen. Ich blieb stur und wollte meine Fragen beantwortet haben. Doch das blieb mir versagt.

Immer öfter fühlte ich mich einsam und wünschte mir ein kleines Geschwisterchen. Oft erzählte ich meinen Eltern von diesem Wunsch. Ich wollte jemanden zum Spielen haben und einen Gleichgesinnten, dem ich vertrauen konnte. Da sie selbst vergeblich auf eigene Kinder hofften, sondern einige Fehlgeburten erlitten hatten, dachten sie über eine weitere Adoption nach.

Eines Tages war es dann auch soweit und wir holten meinen kleinen Bruder Daniel aus einem Kinderheim ab. Mit ihm kam wieder Freude in mein Leben. Wir hatten ein kleines Baby zu Hause, um das ich mich kümmern durfte! Da Daniel sechs Jahre jünger war als ich, hatten wir natürlich völlig unterschiedliche Interessen. Nicht selten wurde mir der kleine Bruder dann zu einem lästigen Anhängsel. Oft wollte ich lieber mit Freunden unterwegs sein und spielen, anstatt auf ihn aufpassen zu müssen.

Als Daniel etwa fünf Jahre alt war, stellte sich heraus, dass er an Leukämie litt. Untersuchungen ergaben, dass diese Krankheit auf die Drogensucht seiner leiblichen Mutter zurückzuführen war. Es begann ein Kampf um sein Leben. Mama bemühte sich zu Hause aufopfernd um ihn; einen längeren Aufenthalt in der Klinik hätte der anhängliche Junge wohl kaum gut überstanden. Es gab strenge Auflagen, was Daniel essen durfte, und natürlich wurde er regelmäßig untersucht. In diesen langen Monaten musste ich selbst zurückstehen und wurde öfter beschuldigt, etwas angestellt zu haben, was eigentlich auf sein Konto ging. All meine Rechtfertigungen wollte Mama nicht annehmen.

Die grundlegenden Sorgen unserer Eltern waren uns kaum bewusst. Lediglich wenn wir uns beim Einkaufen Schokolade oder ähnliche Süßigkeiten wünschten, hieß es meistens: „Nein! Das geht nicht. Vielleicht nächstes Mal ...“ Daher waren wir

immer furchtbar glücklich, wenn wir von unseren Tanten hin und wieder eine Tafel Schokolade geschenkt bekamen.

Da Mama auch Gästezimmer an Urlauber vermietete, bekamen wir von so manchen netten Urlaubsgästen von Zeit zu Zeit etwas Geld zugesteckt. Mama verlangte von uns Kindern dafür auch immer, dass wir freundlich zu ihnen sein sollten. Das war nicht immer leicht, denn manchmal wollten wir einfach lieber unsere Ruhe haben. Es ist einem eben nicht immer nach Lächeln zumute. Dennoch bemühten wir uns und wurden auch meistens belohnt. Gelegentlich wurden wir zu kleineren Ausflügen mitgenommen und erhielten dadurch die Möglichkeit, selbst mehr von unserer Heimat kennen zu lernen.

In den Wintermonaten hatten wir immer viel Schnee. Wir Kinder dachten oft, dass er wohl nie mehr tauen würde. Doch zugleich genossen wir viele Nachmittage auf den Skipisten.

So strichen die Jahre vorüber. Als ich mit zehn Jahren in die Hauptschule kam, fuhr ich mit dem Schulbus ins Nachbardorf. Dadurch wurde ich selbständiger und lernte neue Freunde kennen. Zudem sollte ich bald zum ersten Mal Bekanntschaft mit dem anderen Geschlecht machen.



## Pubertät

Die Veränderungen meines Körpers mit Beginn der Pubertät verstand ich zuerst nicht. Mit elf Jahren taten mir meine Brustwarzen immer häufiger weh. Sie wurden dann hart, als hätte ich eine Krankheit. Ich war verunsichert und wusste nicht recht, wen ich um Rat fragen sollte. Zu meinen Tanten Claudia und Lore hatte ich Vertrauen, also suchte ich eine passende Gelegenheit, um mit ihnen darüber zu reden. Die beiden waren in vieler Hinsicht lockerer und offener als Mama, die wesentlich prüder war. Meine Eltern sah ich nie nackt, was bei Claudia nach einem Bad ganz natürlich war.

Eines Nachmittags saß ich in Claudias und Lores Kunstwerkstatt und beobachtete sie bei ihren Arbeiten. Claudia bemalte Trinkgläser mit wunderschönen Verzierungen, Lore arbeitete an einer ihrer altertümlichen Ikonen. Ich durfte wieder einmal ein Bild hinter Glas malen und lernte dabei von ihren hilfreichen Ratschlägen. Dazu tranken wir englischen Tee und tratschten über dieses und jenes. Als ich schließlich meinen Mut zusammen nahm und wegen meiner schmerzenden Brustwarzen fragte, schmunzelten die beiden und meinten beruhigend: „Das ist in deinem Alter ganz normal: Du wirst langsam eine Frau.“ Später schenkte mir Claudia ein Buch über die pubertären Entwicklungen.

Das war meine ganze Aufklärung – immerhin, es war interessant und irgendwie auch beruhigend, zu wissen, was in seinem Körper vorgeht.

Seit der Hauptschulzeit war ich auch häufiger mit Freundinnen unterwegs oder fuhr stundenlang mit dem Fahrrad durch die Gegend.

Immer öfter trafen wir uns auch mit Jungs, da das gegenseitige Interesse allmählich erwachte. Unaufgeklärt und unsicher, wie wir waren, entstanden Annäherungen sehr zaghaft. Das Kribbeln im Bauch war aufregend, besonders, wenn ich von einem Jungen

wahrgenommen wurde, der mir gut gefiel. Manchmal versteckte ich mich mit Andreas im Pferdestall. Dabei war ich immer sehr nervös, liebte aber seine Blicke und seine Hände, wenn er mich umarmte. Seine Küsse waren wie vorsichtige Berührungen, gerade so, als würde er etwas sehr Zerbrechliches mit seinen weichen Lippen berühren. Nach mehrmaligen Treffen streichelte er dann auch mal meine kleinen Brüste. Mir war dabei nicht so richtig klar, ob mir das gefiel oder nicht. Andreas war nie aufdringlich und hörte sofort auf, sobald ich eine abwehrende Bewegung machte. Sein Verhalten gab mir Sicherheit und ich wusste, dass ich keine Angst zu haben brauchte.

Immer wieder gab mir Mama meinen kleinen Bruder Daniel mit. Wenn ich auf ihn aufpassen musste, traute ich mich kaum, mit Andreas zusammen zu sein. Zu Hause fragte sie Daniel dann aus, und sie kam schnell dahinter, dass ich mich mit Andreas traf. Die Folge war eine weitere Auseinandersetzung mit ihr. Es kam häufiger vor, dass sie mich beschimpfte: „Du wirst immer mehr wie deine Mutter! Die war auch nur ein Flittchen und benahm sich wie eine Hure!“

Immer unglücklicher wurde ich durch diese wiederkehrenden Vorwürfe. Ich fand an diesen kleinen Annäherungen nichts Schlimmes, sondern einfach nur natürliche Neugierde. So wie man eben auch die Veränderungen an seinem eigenen Körper wahrnimmt, beobachtet und fühlt, so möchte man eben auch die Neugier auf das andere Geschlecht erfüllt bekommen.

Was mir nun von meiner Mama an den Kopf geworfen wurde, tat mir im Herzen weh. Obwohl ich Ramona nicht kannte, wollte ich diese negativen Dinge über sie nicht hören und auch nicht glauben. Wenn ich dann mit Mama in einen Streit darüber geriet, nahm ich Ramona in Schutz. Erschwerend kam hinzu, dass jedes Gespräch über die Adoption und meine Herkunft nur mit Mama alleine geführt werden konnte, da sie mir verboten hatte, mit anderen Leuten darüber zu sprechen. Sie wollte auf keinen Fall, dass mein sensibler Bruder Daniel jemals etwas über meine oder

seine eigene Adoption erfuhr. Zu groß war ihre Angst, dass er diese Wahrheit genauso wie ich negativ aufnehmen könnte.

Außerdem verbot sie mir, mich mit Jungs zu treffen. Folglich tat ich das künftig heimlich. Unter dem Vorwand, joggen zu gehen, konnte ich problemlos das Haus verlassen. Da aber unser Haus auf einer Anhöhe lag und man vom Balkon aus ein weites Gebiet überblicken konnte, machte ich die Rechnung ohne Mama: Sie suchte die Gegend tatsächlich mit dem Fernglas ab und beobachtete mich. Auf diese Weise wusste sie natürlich gleich wieder Bescheid, wenn ich mich mit Jungs traf.

Kaum betrat ich bei der Rückkehr unsere Wohnung, spürte ich schon den harten Schlag von Mamas Hand auf meiner Wange. Warum wollte sie nur nicht verstehen, dass wir nichts Böses im Sinn hatten?

Ich fühlte mich mehr und mehr eingeengt, ungeliebt und unverstanden. War sie selbst denn nie jung gewesen und neugierig? Ich nutzte allmählich jede Möglichkeit, außer Haus zu sein.

Im Alter von elf, zwölf Jahren war meine körperliche Entwicklung nicht mehr zu übersehen. Es gefiel mir, dass die Jungen mich anschielten. Von meiner Tante in London bekam ich gelegentlich schicke Kleidung geschenkt, die unserer Mode ein Jahr voraus war. Damals waren Minikleider und -röcke sowie Karottenhosen topmodern. Darin fühlte ich mich feminin und hübsch, ganz ohne schlechte Gedanken.

Langsam, aber sicher machte ich jedoch auch Bekanntschaft mit den schmutzigen Gedanken einiger Männer. Kaum war der eine oder andere aus dem Bekanntenkreis meiner Eltern einmal einen Augenblick mit mir alleine, flüsterten sie mir Sachen ins Ohr wie: „Wenn du ein bisschen nett zu mir bist, kannst du dir dein Taschengeld aufbessern.“ – „Sei lieb und zeig mir doch mal deine schönen Möpfe.“ Oder: „Willst du nicht mal fühlen, wie sich nackte Haut an deiner anfühlt?“

Das verunsicherte mich sehr, denn mir war schließlich beigebracht worden, immer freundlich zu sein. Wie sollte ich mich jetzt in solchen Situationen verhalten? Ich wehrte ab und versuchte, gar nicht erst anwesend zu sein, wenn wir derartigen Besuch bekamen. Diese Annäherungsversuche waren mir einfach sehr unangenehm. Zudem hatte ich Angst, dass diese Männer Papa gegenüber irgend etwas Schlechtes über mich sagen könnten.

Da ich einige kleine Cousins und Großcousins hatte, bot sich mir die Möglichkeit, durch Babysitten aus dem Haus zu kommen und mir gleichzeitig ein wenig Geld zu verdienen. Meine Eltern unterstützten mich dabei, da sie es gerne sahen, dass man sich innerhalb der Verwandtschaft gegenseitig hilft. Außerdem konnte sich Mama sicher sein, dass ich in dieser Zeit verantwortungsbewusst auf die Kleinen achtete und mich mit keinem Jungen treffen würde.

Es sollte sich bald herausstellen, dass ein Mädchen selbst da nicht in Sicherheit ist.

## Unbekümmerte Zeiten

Die Beziehung zu meiner Mama wurde immer schlechter. Durch die ganz normalen Veränderungen in der Pubertät, durch meine Suche nach Werten und dem Ziel meines Lebens und durch den Versuch, mich abzunabeln, entstanden immer mehr Konflikte. Die strenge Erziehung durch meine Mama, die mir das Gefühl von Enge gab, führte dazu, dass ich mich zunehmend dagegen auflehnte. Ich wollte einfach mehr Freiheit. Viele dieser Streitereien waren in dieser Entwicklungsphase sicher ganz normal.

Allerdings wurden unsere Auseinandersetzungen durch meine Adoption erschwert. Ich wollte mehr über meine leibliche Mutter Ramona erfahren und sehnte mich danach, meine Wurzeln zu erforschen. Doch immer, wenn ich Mama danach fragte, wie meine leibliche Mutter sei, wo sie lebte und wer mein Vater war, stieß ich auf eine eiskalte Mauer. Sie war nicht bereit, mir etwas preiszugeben. Kein einziges gutes Wort verlor sie über Ramona. Stets erklärte sie mir: „Darüber gibt es nichts zu wissen. Deine Mutter ist eine Hure und wollte dich nie haben. Du warst für sie nur eine störende Last. Sei doch froh, dass es dir bei uns so gut geht!“ Wenn ich dennoch weiter bohrte, wurde Mama zornig und es kam, wie so oft, zum Streit. Traurig zog ich mich dann in mein Zimmer zurück oder verließ das Haus. Ich durfte ja mit niemandem über meine Adoption sprechen. Mein Bruder sollte davon am allerwenigsten erfahren. Es wurde zu einem Tabu, was ich nicht begreifen konnte.

Folglich verbrachte ich viele Stunden im nahe gelegenen Wald. Ich liebte die Ruhe dort, lauschte gerne dem Vogelgezwitscher. Dort hing ich meinen Gedanken nach und versuchte mir vorzustellen, wie schön mein Leben werden könnte, wenn ich von zu Hause ausziehen und meine eigenen Entscheidungen treffen könnte.

Wenn ich an manchen Nachmittagen wenig für die Schule tun musste, schnappte ich mir mein Fahrrad und fuhr ziellos durch

die Gegend. An besonders schönen Tagen ließ ich es auch den Berg hinunter sausen, wo meine Tanten Claudia und Lore lebten.

Im selben Haus wohnte auch meine geliebte Oma mütterlicherseits. Ich besuchte sie sehr gerne; bei ihr fühlte ich mich immer angenommen und geliebt. Von ihr lernte ich viele Lebensweisheiten.

Hin und wieder durfte ich auch bei ihr übernachten und dann sogar in ihrem Bett schlafen. Sie wärmte es mir immer mit der Heizdecke vor, was für mich etwas ganz Besonderes war. So fühlte es sich wie ein herrlich warmes Nest an, auf das ich mich stets freute. Am Morgen kuschelten wir uns zusammen und unterhielten uns eine ganze Weile, bis uns der Hunger dann in die Küche trieb.

Meine Oma versorgte auch den Schäferhund Arko, der eigentlich meinem Onkel Holger gehörte. Da er in einer kleinen Wohnung in einem Hochhaus lebte, war der Hund bei Oma untergebracht. Ich liebte Arko und durfte auch, so oft ich wollte, mit ihm spazieren gehen. Das waren stets wunderschöne Stunden für mich. Der Hund gab mir das Gefühl, dass er mich so ziemlich als Einziger verstand. Er blickte mich mit seinen treuherzigen Augen an – besonders wenn ich Kummer hatte –, als wollte er mir zu verstehen geben, dass er mit mir fühlt. Wir hatten eine gute Freundschaft und nicht selten knurrte er andere an, die mir nahe kommen wollten. Selbst meinen Bruder ließ er nur ungern an mich heran. Daniel war eher etwas ängstlich, was Arko vermutlich witterte.

In den Sommerferien nahmen mich meine Tanten öfter mit an den See zum Baden. Dabei hatten wir Kinder einen Riesenspaß. Wenn ich einige Tage bei ihnen bleiben konnte, bekam ich weit mehr Freiraum als zu Hause. Nachmittags konnte ich Rad fahren oder auch mit Nachbarskindern zusammen sein, ohne ständig gefragt zu werden, wo ich mit wem gewesen sei.

Als ich dreizehn war, durfte ich mit meiner Oma nach London fliegen. Wir besuchten dort zehn Tage lang eine Tante. Es war eine der schönsten Zeiten meiner Jugend. Stundenlang saßen Oma und ich im Garten und spielten Karten. Ich spazierte mit dem Hund meiner Tante in den nahe gelegenen Park, und wir besichtigten einige Sehenswürdigkeiten Londons.

Leider war der Sommer immer viel zu kurz. Den nasskalten Herbst mochte ich weniger: ich konnte nicht mehr so oft nach draußen und war gezwungen, länger mit Mama zusammen zu sein.

Die schneereichen Wintermonate verbrachte ich dann wieder reichlich im Freien. Wir Kinder spielten gerne im Schnee und machten oft Wettrennen mit den Schlitten oder bauten ein Iglu. Ich war aber auch eine engagierte Skifahrerin. Zum Glück bekamen wir die Liftkarten immer geschenkt. In diesem Umfang hätten meine Eltern sie wohl kaum bezahlen können.

Doch die unbekümmerten Zeiten sollten bald für immer vorbei sein.